

„Concham te exhibebis, non canalem“

Über die Identität, die Contemplatio und die Weihnachtsskrippe

Josef Sudbrack SJ, München

Eine seltsame Kombination! Zuerst das Zitat des heiligen Bernhard, dessen Übersetzung übrigens einiges von der ursprünglichen Kraft fortnimmt und in plätschernde Jugendromantik umdeutet: „Sei wie die Brunnenschale, sei keine Rinne!“ Und dann die befremdliche Trias: Identität, ein psychologischer Begriff, Contemplatio, im Sinne der christlichen Tradition, und das Weihnachtsgeschehen. Doch wohl eine recht willkürliche Zusammenstellung!

Einige Erinnerungen an Gedichte können vielleicht das Verständnis vorbereiten. Hans Carossa, *Der alte Brunnen*; Rainer Maria Rilkes Sonett an Orpheus „O Brunnen-Mund“; die „Brunneninschrift“ aus der Hand Wilhelm Scholz'. Am nächsten aber kommt Conrad Ferdinand Meyer in seinem „Römischen Brunnen“ der Stimmung unserer mittelalterlichen Allegorie. Von einer kleinen Fontäne – „Aufsteigt der Strahl“ – fließt das Wasser über drei sich erweiternde, einander untergreifende Muschelschalen: „... Und jede nimmt und gibt zugleich / Und strömt und ruht“. Es ist das Bild menschlichen Lebens, das sich einsammelt in die eigene Fülle und aus dieser Fülle weitergibt, Reichtum und Güte über die Ränder des Ich verströmend. „Sei wie die Brunnenschale, die erst einsammelt in die Ruhe der eigenen Identität und in der Fülle des Selbstbesitzes überfließt zu den andern, in klarem Wasser, in lauterer Reife, – sei keine Rinne, in der nichts ruhen darf, nichts zur Erfüllung kommen kann, wo ungeklärte Wasser hastend weiterfließen, hin zum Abfluß, zum Ausguß“.

Der heilige Bernhard deutet mit seinem Zitat den dritten Vers des Hohenliedes Salomos: „Wie ausgegossenes Salböl ist dein Name“. Er wendet sich an einen Christen, der sich „von der Aufgabe christlicher Tätigkeit“ durchdrungen fühlt, „der an andere weitergeben, zu anderen hin ‚überfließen‘“ möchte. Für ihn schreibt Bernhard: „Sei wie eine Brunnenschale, sei keine Rinne ... diese nimmt an und leitet zugleich weiter, jene wartet bis zur Fülle und kann aus dem Überströmen ohne eigenen Verlust schenken ... Fürwahr“, fährt der Heilige fort, „Rinnen haben wir heute viele in der Kirche, Brunnenschalen nur wenige. Was sind das doch für Liebende, die uns zwar göttliche Schätze überliefern, aber schon vor dem eigenen Ergreifen sie weitergeben möchten, mehr bereit zu reden als zu

hören; sie steigen auf den Katheder des Lehrers und haben nichts gelernt; sie erheben den Anspruch, andere zu führen, und sind nicht einmal in der Lage, sich selbst zu leiten“.

Bernhard spricht deutlich und hart aus, was die alte Lehre von „Actio“ und „Contemplatio“, von „tätigem Leben“ und von „Betrachtung und Gebet“, fordert. Zweifelsohne aber ist das Bild des Brunnenwassers inhaltvoller und lebensnaher als Begriffe wie „Actio-Contemplatio“ es sein können. Im Blick auf die Muschelschalen, im Lauschen auf den Ton auf- und absteigenden Wassers, kommt das innere Durchdringen und Sich-Bedingen der beiden Grundhaltungen des Menschen sprechender zum Ausdruck, als es Worte und Sätze vermögen; die abstrakten Kombinationen von „Nächstenliebe und Gottesliebe“, von „Arbeit und Meditation“ wirken demgegenüber verkrampft und gewollt. Sie gehen von zwei distinkten Größen aus, schätzen sie gegeneinander ab und versuchen dann die Waagschalen auszubalancieren. Im Bild dagegen ist das eine fließende Wasser Voraussetzung aller Unterscheidung. Zudem läßt die Allegorie keinen Zweifel darüber, daß, wie es Hans Urs von Balthasar formuliert, die Weitergabe der eigenen Innerlichkeit, „die Sendung . . . Schnittpunkt von Theorie und Praxis“ ist.

Aber Bernhards Allegorisieren hat auch seine schwachen Seiten. Der Leser seines Hohenliedkommentars wird betroffen vor den Spuren des Heilsegoismus innehalten, wenn er gesagt bekommt, daß man „einsammeln“ müsse, um „Verlust“ an der Gnadenfülle zu vermeiden, daß zuerst der eigene Gnadenbesitz zu besorgen sei, ehe andere Anliegen bedacht werden dürfen. Also doch ein egozentrisches Streben nach dem persönlichen Himmel, wobei für den Mitmenschen nur Brosamen vom überreich beladenen Tisch fallen, nur überflüssige Tropfen von fremdem Glück zu haschen sind. Aber Bernhard wollte anderes sagen. Selbst das „Bild“ der Brunnenschale, selbst die Sprachkunst des Zisterzienserabtes können das Geheimnis der christlichen Liebe nicht ausloten. Bernhard fühlt es und schreibt: „Der Liebe mangelt niemals an dem, was ihr gehört, d. h. was zum eigenen Heil notwendig ist; dies ist nicht nur ihr Eigenbesitz, sie fließt davon über“. Noch enger zusammen müssen also „Tätigkeit“ und „Beschauung“ rücken, noch dichter aufeinander zu, als das Bild der Brunnenschale nahelegt; so eng, daß sie im tiefsten eins werden, wie die Liebe auch nur eine ist. Die Liebe nämlich nimmt zu eigen und läßt zugleich los, hat ihr Gegenüber ganz und gar als Besitz und stellt es deswegen in den personalen Eigenstand zurück.

Von Heilsegoismus bleibt – besonders wenn man den bernhardischen Satz auf dem Hintergrund gelebter Contemplatio liest – nichts mehr übrig. Dorothee Sölle, die vor kurzem ähnliche Gedankengänge in der Sprache

moderner Psychologie geäußert hat, könnte in den gleichen Verdacht kommen, da sie die Identität, den Selbstbesitz, zur Voraussetzung der menschlichen Begegnung, des Einander-Schenkens macht. Aber „die Fähigkeit des Verschenkens wächst mit dem Reichtum des Selbst“, die Möglichkeit der Actio wächst mit der Fülle der Contemplatio. „Je stärker . . . die Identität eines Menschen mit sich selber . . . ist, um so leichter sind Teilverzicht^e möglich. In Grenzsituationen kann dabei mit dem Ausdruck ‚Teilverzicht‘ auch das eigene Leben gemeint sein . . . Es ist dem Menschen aber nicht möglich, auf die Identität mit sich selber um anderer willen zu verzichten . . . Je glücklicher einer ist, um so leichter kann er loslassen . . . Die Fähigkeit des Verschenkens wächst mit dem Reichtum des Selbst“. Ein Weitergeben aber, das nicht aus innerem Reichtum hervorgeht, wäre Preisgabe des eigenen Selbst; die Schrift würde sagen, „der eigenen Seele“. Eine Actio, die nicht aus dem in sich ruhenden Ich strömt, ein christliches Tun, das auf die Identität der Contemplatio verzichten möchte, würde den Menschen zur Rinne, zum „Durchflußrohr“, zum „Instrumentarium“ kirchlicher, religiöser oder humanitärer Manipulationen erniedrigen.

Es ist schon überraschend zu sehen, wie genau die Identität, „ein Schlüsselbegriff der heutigen Psychologie und Sozialpsychologie“ (Anselm L. Strauss), Wesenszüge der christlichen „Contemplatio“ trifft. Identität möchte den Menschen aus der Verfremdung heimholen, aus dem Ausgeliefertsein an inhumane, unpersönliche, außerhalb des Individuums wirkende Mächte. Die Alten sprachen von der „Regio dissimilitudinis“, der „Region der Unähnlichkeit“, wohinein die Sünde den Menschen weg vom wirklichen Ich geführt habe. Diese Abkehr trägt den Namen „Abalienatio“, wörtlich „Ent- oder Ver-Fremdung“. Die Sprachforscher glauben auch, daß Hegel und Karl Marx ihren Begriff der „Entfremdung“ aus christlichen Quellen geschöpft haben. Und das Zurückfinden zur Identität, zur „Regio similitudinis“, zur „Region der Ähnlichkeit“, gipfelt bei Psychologen und Soziologen ebenso wie bei Kirchenvätern und Mönchen in Friede, Glück und Freude, in Selbstbesitz.

Aber es ist noch eine Korrektur an dem psychologischen Begriff der „Identität“ anzubringen. Sölle beschreibt die Dynamik des Sich-gefunden-Habens nur nach einer Richtung: „Je glücklicher einer ist, um so leichter kann er loslassen“. Klingt das nicht doch nach „Heilsegoismus“? „Erst muß der Mensch etwas besitzen, dann kann er aus dem Überfluß geben!“ Macht man mit solchen Überlegungen nicht wiederum ein Rechenexempel aus Liebe und personaler Begegnung und zerstört sie damit? Gilt nicht eigentlich ebenso umgekehrt: „Je mehr der Mensch losläßt – wirklich losläßt, und nicht widerwillig sich berauben läßt! –, desto glücklicher ist er . . . Erst muß der Mensch geben, dann kann er auch besitzen – in der Tiefe,

wo das Ich zu Hause ist“? Die Realität der Liebe sprengt alle begrifflichen Mauern, die von „Actio“ und „Contemplatio“ wie auch die von Selbstfindung und Identität. Uns aber können all diese Denkversuche Hilfen sein, um den gelebten christlichen Glauben besser zu verstehen.

Für den Christen wird z. B. Identität bedeuten, Identität mit seinem Glauben, mit den lebendigen Wahrheiten, die den Namen Jesus Christus tragen; mit ihrer geschichtlichen Mächtigkeit für unsere Zeit; mit ihren Fragen und Antworten an den modernen Menschen; mit ihrer freudigen Erwartung des vollen Friedens, des „Reiches der Ähnlichkeit“, wo nach dem heiligen Augustinus ein ewiger Sabbat, eine ewige Himmelsruhe, eine ewige Identität gefeiert wird – Ernst Bloch liebt dieses Zitat. Und all das ist Aufgabe der Contemplatio. Sie ist es, die die Tatsachen des Glaubens aufzuschließen versucht; aus der doktrinären Verklammerung herauslöst und in die lebendige Existenz einbettet; sie möchte die Brücke schlagen zwischen Glaubendem und Geglaubtem, die Brücke der christlichen Identität; sie konfrontiert sich mutig den oft fremdartigen Lehren und will Gewißheit haben, daß diese nicht ferner, sondern näher, gegenwärtiger Sinn des Lebens sind; sie legt dem in Betriebsamkeit versunkenen Menschen die Hand auf die Schulter und fragt, ob er sich sinnlos und besinnungslos vergeuden oder aus der christlichen Identität, die das eigene Denken und mehr noch die eigene Arbeit überschreitet, die Kraft der Actio schöpfen will. Und sie allein schenkt die „Hoffnung wider alle Hoffnung“ (Paulus), weiterzuwirken, weiterzuarbeiten, weiter aufzugehen im Dienst. Aber wehe, wenn die Contemplatio in Selbstgenuß ausruhen möchte. Dort stagniert ihr fließendes Wasser und wird zur stinkenden Pfütze.

Man könnte von immer neuen Seiten her das Geheimnis des Lebens aus dem Glauben umschreiben. Immer neu würde man auf die Polarität von Empfangen und Weitergeben, von Erfülltsein und Überfließen, von Geschenkerhalten und Schenken, von Gnade als heiligmachendem Besitz und von Gnade als Aufgabe zum Dienst stoßen; und immer neu stände man vor der angstvollen Frage, wo ereignet sich denn in meinem Leben dieses Empfangen, dieses Erfülltwerden von der Identität des Glaubens? Wo gibt es im Leben des Durchschnittschristen, die wir alle sind, die Zeiten, in denen nun tatsächlich „Contemplatio“ geschieht? Wo findet der Christ seine eigene Identität?

Antworten darauf legen sich genügend nahe. Systematische: Dann droht die Gefahr der begrifflichen Verhärtung, die wir schon bei der Gegenüberstellung des Bildes vom Brunnen mit dem Begriffspaar Actio – Contemplatio entdeckten; man legt sich fest auf bestimmte Praktiken und läßt den Strom des Lebens daran vorüberfließen. Aszetisch-moralische:

Aber wer will heute den erhobenen Zeigefinger der Mahnung sehen? Und überdies sind wir uns der Notwendigkeit einer echten Contemplatio längst bewußt geworden; nur mißtrauen wir so manchen herkömmlichen Formen der christlichen Identitätsfindung und argwöhnen, ob sie uns nicht vom evangelischen Ideal wegführen. Und so möge hier ein Hinweis genügen; auf ein Bild, das aber mehr ist als Bild, tiefer reicht als Allegorien, wirklicher ist als Märchen und Legenden; ein Hinweis auf Weihnachten.

Mancherorts gefällt man sich darin, das Weihnachtsfest umzufunktionieren: Nicht mehr Stille Nacht, Heilige Nacht, sondern Bettelarmut und Aufschrei des gequälten Proletariats. Nicht mehr Ruhe und Besinnung, sondern Protest und Revolution gegen ein ungerechtes Schicksal, das den Martertod schon in die Krippe des unschuldigen Kindes und der Unschuldigen Kinder legte. Der Stall von Bethlehem soll nicht mehr das Idyll oberbayerischer Krippenkunst sein, sondern soll stinken nach Armut, Leid und Hunger. Und die christliche Familie, die sich um Baum und Krippe versammelt hat, soll entlarvt werden auf der heuchlerischen Flucht vor den wirklichen Aufgaben unserer Zeit.

Nun, in solchen Äußerungen mag manches Gute verborgen sein; gut, weil ehrlich und klar. Aber zum wirklichen Kern des Weihnachtsfestes stößt diese Umfunktionierung nicht vor. Weihnachten ist und bleibt ein Fest der Contemplatio; zwar der lebensnahen, mit Actio gefüllten, vollen christlichen Contemplatio und nicht der Flucht in die welt- und menschen-ferne Einsamkeit, aber der Contemplatio. Vertiefen wir uns doch in die biblischen Texte bei Lukas, die an der Wiege dieses Festes stehen. Im Unterschied zu Matthäus schildert die lukanische Kindheitsgeschichte mehr die beglückende Seite der Ankunft des Messias. Lukas liebt den kleinen „gerechten und gottesfürchtigen“ Kreis von frommen Juden, die „den Gesalbten des Herrn“ erwarteten, die „Gott mit Fasten und Beten Tag und Nacht“ dienten und die nun beglückt beten dürfen: „Nun entlässest Du Herr, Deinen Knecht in Frieden nach Deinem Wort; denn meine Augen haben Dein Heil geschaut, das Du bereitest vor aller Völker Angesicht . . .“. Bei Lukas, Kapitel eins und zwei, fällt tatsächlich der Stern von Erfüllung und „Identität“ in den Schoß der Menschheit. Gewiß, die Geburtsgeschichte trägt auch die Farben des Karfreitags an sich, aber hier sind die Farben so harmonisch komponiert wie im Engelgesang: „Herrlichkeit Gott in der Höhe und auf Erden Friede in Menschen seiner Huld“. Es kann gar kein Zweifel sein, Lukas möchte zu Beginn des Evangeliums, das sich öffnet zur welterobernden Apostelgeschichte, eine Fermate setzen, eine himmlische Fermate, die – ähnlich wie die Paradiesesgeschichte zu Beginn des Alten Testamentes – Ruhe und Frieden und Glück der Vollendung antizipiert; er möchte mit dem Kind der Krippe uns jetzt schon dies alles in die Arme

legen. Der ewige Himmelssabbat, von dem die Offenbarung des heiligen Johannes schreibt, daß es „dort keine Nacht mehr geben wird“, und daß in ihm „weder Tod noch Leid, noch Jammer, noch Mühsal“ sein werden, – er wird vom Engel den Hirten als Gegenwart verkündet: „Fürchtet euch nicht...“.

Das ist Weihnachten nach Lukas. Die Personen, die er um dieses Geheimnis wie Krippenfiguren gruppiert, haben es verstanden. Elisabeth jubelt mit lauter Stimme: „Woher wird mir die Gunst, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt?“, und die Hirten „kehren zurück und jubeln und loben Gott für alles, was sie gehört und gesehen haben“. Von Maria wird sogar mehrmals berichtet, daß „sie diese Worte und Geschehnisse behielt und im Herzen erwog“. Das ist Contemplatio. Wie wenig sie mit geistlichem Feinschmeckertum, mit „Heilsegoismus“, mit Flucht vor der Verantwortung und vor der Aufgabe zu tun hat, lehrt die Verkündigungsgeschichte; ihr Angelpunkt ist der Gehorsam, sprich die Selbstlosigkeit Marias. Aber das zeigen auch die noch verhaltenen Klänge von der Verantwortung des Messias für das Volk, von Leid und von Schmerz, die die Kindheitsgeschichte durchtönen; bald werden sie lauter, schriller und werden auffordern zu wagemutem und risikoreichem Tun, zur Actio, bis zum Kreuz und zum Untergang. Hier aber, im ersten und zweiten Kapitel bei Lukas, ist alles noch umfungen von der Ruhe und dem Frieden, die wir heute im Weihnachtsfest suchen.

Die Weihnachtsgeschichte ist keine sentimentale Filmstory und die Betrachtung der Krippe kein naives Tun. Gewiß ist vieles zu säubern am Klischee des Tannenbaums, manches ist Kitsch, Gefühlsduselei, behagliche Pflege des eigenen Selbst. Aber das wirkliche Weihnachten – das der Krippe von Bethlehem und das bei uns zu Hause – ist anders. In ihm strahlt etwas von der „Identität“ Jesu Christi in die Geschichte hinein. Vielleicht stört uns das Wort „Identität“, auf den Herrn angewandt. Doch wenn er bei Johannes spricht: „Eins, wie Du, Vater, in mir und ich in Dir“, dann umschreibt er seine Identität. An Weihnachten aber strahlt dieser innere Selbstbesitz Christi aus in die „Sichtbarkeit“ des Engelchors. Lukas berichtet, daß „plötzlich eine große himmlische Heerschar den Engel umgab; die lobte Gott: Ehre, Herrlichkeit, *δόξα, kabod!*“ Mit diesem Wort meint die Heilige Schrift den inneren Frieden Gottes, der nach außen in die Sichtbarkeit für die Menschen ausbricht. Und dieses Wort gilt dem Kind in der Krippe. Und es gilt auch dem Christen, der betrachtend vor dem Weihnachtsgeheimnis verweilt. Wir sollten nicht zu sehr auf Abstand bedacht sein; wir sollten nicht zu sehr Kitsch und Sentimentalität fürchten; wir sollten nicht päpstlicher sein wollen als der Papst, nicht biblischer als die Bibel. Ich wage es zu sagen, daß die harmlosen Weihnachts-

bilder Ludwig Richters in dieser Hinsicht biblischer sind als die Verfremdung einer „Geburt Jesu mit Bagger“, wie sie ein moderner Künstler gemalt hat.

Und wie wird dann unser Weihnachtsfest aussehen? So wie immer, und vielleicht noch eine Stufe innerlicher. Aber keine Innerlichkeit der Weltflucht, sondern eine Innerlichkeit des Friedens, der Identität. In der recht laut werdenden Weihnachtsfreude einer Familie mit drei, vier Kindern kann mehr christliche Stille und Sammlung zu Hause sein als in zeitabgeschiedener Einsamkeit; und im Geschwisterstreit oder gar in den Kindertränen, die auch zum Fest gehören, liegt vielleicht mehr *Contemplatio* als in der Anstrengung einer Betrachtungstunde. Gewiß, die tieferschürfenden Gedanken über *Actio* und *Contemplatio* und das unausschöpfliche bernhardische Bild von der Brunnenschale scheinen bei einem solchen Weihnachtserlebnis in den fernen Hintergrund gerückt zu sein. Nahe geworden aber ist uns die Mitte all dieser Überlegungen, der Herr; oder sagen wir noch schlichter, noch weihnachtlicher, das Kind in der Krippe. In seiner Gegenwart erwartet uns die Identität des Glaubens, der ewige Gottesfriede. Diesen Frieden erkannte Simeon im Kinde, das Maria in den Tempel trug, und er pries Gott dafür, daß er ihn, seinen Knecht, im „Frieden“ entließ: „Denn meine Augen haben Dein Heil geschaut“.

Vom Verlust und der Neuentdeckung des Gebetes in unserer Zeit

Friedrich Wulf SJ, München

Wir Heutigen haben unsere Mühe mit dem Beten. Vor allem das regelmäßige Gebet fällt uns schwer. Das gilt nicht nur für den vielbeschäftigten und von tausend Dingen geplagten Christen in der Welt. Priestern und Ordensleuten geht es nicht besser. Viele von ihnen machen z. B. schon lange keine Betrachtung mehr. Als selbstverständliche Übung jedenfalls haben sie sie aufgegeben. Man hat es immer wieder mit ihr versucht. Schließlich ist sie eingeschlafen. Ähnlich ist es mit den anderen Gebetsübungen. Aufs Ganze gesehen kann man sicher sagen: Im traditionellen Sinn wird weniger gebetet als früher.